

Fehlende Anmut, nicht nur beim Stehlen

Wenn ein führender Privatbankier aus dem Nähkästchen plaudert, sind seine Kollegen empört. Kein Wunder.

Stefan Howald

Hans J. Bär, langjähriger Chef der grössten Schweizer Privatbank Julius Bär & Co, hat kürzlich Aufsehen erregt, weil er sich in Interviews und in einer Autobiografie gegen das Bankgeheimnis und die herrschende Abzockermentalität ausgesprochen hat. Die Reaktionen aus der eigenen Zunft waren so unfreundlich, dass Bär Zusagen für Lesungen und Diskussionen zurückgezogen hat.

Vorerst einmal liefert die Autobiografie das Soziogramm eines Mannes aus gutem jüdischem Haus. «Privilegiert» ist das Stichwort, das der 1927 geborene Hans J. Bär für seine Herkunft als Sohn eines Physikprofessors der ETH Zürich verwendet. Doch 1941 reiste die Mutter mit den vier Kindern, wie es der kurz zuvor verstorbene Vater angesichts der Bedrohung durch Hitlerdeutschland verfügt hatte, in die USA aus. Hans studierte Ingenieur, kehrte 1947 auf familiäres Drängen in die Schweiz zurück und trat in die Privatbank der beiden Onkel ein, wo er 1960 Partner wurde.

Den Aufschwung der Bank bis Anfang der 1970er Jahre beschreibt er als ebenso archaisch wie idyllisch. Einen Vorteil im Devisenhandel erzielte man, indem man das «Fräulein vom Telefonamt» bezirzte, jeden Morgen die erste Auslandsleitung zuzuteilen. Die Kurse für Aktien und Devisen wurden mit Kursschnitten ziemlich willkürlich und kaum je zu Lasten der Bank festgelegt. Dass Verwaltungsräte von Unternehmen nach wichtigen Sitzungen ihre Börsenorder platzierten, also Insidergeschäfte tätigten, war normal. Bär schildert das mit trockenem Humor.

Er, der gar nicht Bankier werden wollte, erkannte wegen der US-Erfahrungen frühzeitig einige Zeichen der Zeit. Mitte der 1960er Jahre setzte er sich für die

Computerisierung der Bank ein. Danach forcierte er das Auslandsgeschäft und den öffentlichen Werbe-Auftritt. In den 1970er Jahren stagnierte die Bank. Die Bewältigung der Krise von 1973/74 beschreibt Bär widersprüchlich. Einerseits hält er am liberalen Kernsatz fest, der Staat habe sich möglichst wenig in die Wirtschaft einzumischen. Andererseits erwartet er selbstverständlich, dass eben dieser Staat fallierte Banken rettet. Anfang der 1980er Jahre kam ein neuer Aufschwung durch neue Märkte und Marktinstrumente. Zwar hielt sich die Bank Bär dank einer konservativen Anlagepolitik einige der schlimmsten damaligen Raubritter vom Leib; umgekehrt profitierte sie klaglos von japanischen Wandelanleihen, die ebenfalls auf Sand bauten. Bedenken scheinen Bär, der klassische Musik und die schönen Künste als Mäzen förderte, kaum geplagt zu haben.

Das ändert sich 1995. Da wird Bär als Vermittler in die Affäre um die «nachrichtenlosen Konten» verwickelt. Dieses Kapitel ist ein Lehrstück über die Schweiz, genau und scharf geschrieben. Das Urteil fällt unzweideutig aus: Die Geschäftspolitik der Banken sei unhaltbar gewesen, «Diebstahl», die Verhandlungsführung zuweilen dumm und antisemitisch; mit 1,25 Milliarden Dollar Entschädigung sei man noch gut weggekommen. Die Erfahrung hat Bär verändert: «Mir ist zweifellos ein heiles Stück Schweiz zusammengebrochen.»

Daraus lassen sich die aktuellen Vorbehalte gegenüber dem Bankgeheimnis und dem heutigen «Zeitalter der Gier» verstehen. Doch bleibt die Kritik beschränkt. Die Diskussion um die Fluchtgelder auf Schweizer Banken ignoriert Bär. Seine Position ist weniger ethisch als ästhetisch. In Abwandlung eines Shakespeare-Zitats meint er: «Vielleicht wird gar nicht einmal soviel mehr gestohlen als früher, aber es fehlt einfach die Anmut.» Das ist halb scherzhaft gemeint, aber es trifft seine eigene Position genauer, als ihm wohl klar ist.

Die eisige Ablehnung, mit der Bär's Kollegen auf diese moderate Kritik reagiert haben, zeigt, dass den heutigen Schweizer Bankiers nicht nur beim Stehlen die Anmut fehlt.

Hans J. Bär: Seid umschlungen, Millionen. Ein Leben zwischen Pearl Harbor und Ground Zero. orell füssli, Zürich 2004, 452 Seiten, 49 Fr.